

Zeitschrift:	Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber:	Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band:	55 (1959)
Heft:	3
Artikel:	Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf
Autor:	[s.n.]
Kapitel:	II: Der Mensch in der Gemeinschaft
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-115325

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wort gesprochen vom Propheten, der nichts gilt in seinem Vaterland¹. Heute ist sein Werk eine still wirkende geistige Macht, gegenwartsnah, zukunftsträchtig².

II. Der Mensch in der Gemeinschaft

In der Gotthelfschen Welt steht das Gemeinschaftsleben an Bedeutung hoch über dem Dasein des Einzelnen. Das Leben erfüllt sich in den als naturgemäß empfundenen Gruppen der beiden Geschlechter, der Ledigen und Verheirateten, der Familien- und Hausgemeinschaft, des Dorfes oder der Stadt, des Berufes und Standes, schliesslich der Kirchengemeinde³.

Gemeinschaft ist Zusammenschluss, zugleich aber Sonderung. Das erweist sich bei der urtümlichsten Gruppierung in Männer und Frauen als wahr. Unter den Frauen scheint ein geheimes Einverständnis, den Männern gegenüber Krieg zu herrschen, so im Haus, so im Dorf. Das Urweib Anne Bäbi Jowäger trägt sogleich der Schwiegertochter ein Bündnis gegen das Mannevolch an, das es gewöhnlich Schnürflene nennt⁴. «Wenn ume kene dere Züg wär uf dr Welt!» wünscht es. Hätte es nicht seinen Buben und wäre es Herrgott, es würfe alle in ein Loch «u de e brave Stey druf, öppe e siebezentnerige oder meh»⁵. Die Frau Joggelis auf der ‘Glungge’ betrachtet die Männer wie Käfer und Mäuse als eine Art Ungeziefer, das man in Gottes Namen mit Geduld ertragen muss⁶. In der ‘Vehfreude’ stehen die Weiber alle im Bund gegen die Männer⁷. Anderseits findet ein junger Bursch, «dümmer Vieh als das Weibervolk» gäbe es nicht⁸, und Männerhochmut redet von zweier Gattig Menschen, «wo eigentlich nit zsämezzelle sy, ... u Wybervolk blybt i Gotts Name geng Wybervolk»⁹.

Scharf grenzt sich das Treiben der Ledigen, die von der Konfirmation bis zur Hochzeit eine Gruppe bilden, von dem Leben der Verheirateten ab, das beinahe ganz in Arbeit und Pflichterfüllung aufgeht¹⁰.

¹ J. Ammann a.O. 15.

² Seine Hochschätzung entspringt doch wohl kaum einem «Wunschedenken» oder dem «Schweizer Nationalismus», sondern dem lebendigen Gefühl für wirkliche Grösse. (Gegen F. Sengle, Zum Wandel des Gotthelfbildes, in: Germanisch-romanische Monatschrift 38 [1957] 249. 251.)

³ Geiger, Volkstum 16ff. Weiss, Volkskunde 26ff.

⁴ 6, 17. ⁵ 6, 42. ⁶ 11, 88; siehe auch 13, 32.

⁷ In 12 vielfach. Die kleine Erzählung ‘Wurst wider Wurst’ (19, 65ff.) ist ganz auf diesem triebhaften Widerstreit aufgebaut.

⁸ 12, 326; siehe auch 13, 32. ⁹ 21, 52 (Erdbeeri Mareili).

¹⁰ Ausführlich dargestellt S. 183 ff.

Die Ehe ist eine Selbstverständlichkeit. Wenn eine Bauerntochter vierundzwanzig ist und noch keinen Mann hat, wird bereits gefragt, ob etwa die Familie ungesund sei oder ob sie gerne zNarren geraten¹. Ein Mann gehört zu den Dingen im Leben, die einem «geordnet» sind – und im Notfall nimmt man auch einen «Ungordneten»². Nicht ohne tragische Züge sind die alternden Mägde gezeichnet, die «für ihr Leben gerne» noch einen Mann hätten³. Manche Mädchen aus niederm Stande folgen einfach ihrem Trieb, denken sich in einem Mann «Heil, Glück, Seligkeit, kurz alles beieinander»⁴, und Bursche derselben Art kommen manchmal zu einer Frau, «ohne recht zu wissen, wie»⁵. Bei Werbung und Eheschluss der eigentlichen Bauern dagegen entscheiden die Bedürfnisse der Gemeinschaft mehr als persönliche Gefühle⁶. Der junge Hoferbe muss eine Frau haben, die seine Mutter ersetzen kann⁷: «Für es rechts Hus z'föhre, müesse Ma u Frau sy»⁸. Ferner will der Bauer natürlich wieder einen Erben. Umgekehrt verzichtet oft ein älterer Sohn – nicht er, sondern der jüngste erbt den Hof – auf die Ehe, «damit der Hof beisammen, die Familie reich bleibe»⁹. Vom Glücklichwerden spricht allenfalls eine Frau Pfarrer; ein Bauer hintersinnet sich kaum wegen unerwiderter Liebe, er schaut darauf, dass eine «werchbar» ist, «öppé nit vo de Hoffärtigste u nit ab dr Gass»¹⁰. Und eine rechte Bauerntochter «aus edlem Hause» wird nicht leicht durch die Liebe blind¹¹. Auf Geld und Gut wird beim Weiben sehr geachtet. Für einen reichen Burschen ist es «quasi ein Ehrenpunkt, recht viel Geld zu kriegen»¹², und für ein Bauernmädchen bedeutet «es gut machen» gleich viel wie «reich heiraten»¹³. Geld ist freilich nicht alles. «Wenn man einen grossen Kohlwagen voll Dublonen hätte, was hilfts einem, wenn man ein Babi zur Frau hat...»¹⁴ Werbung und Heiraten werden geradezu mit einem Kuhhandel verglichen. Wo die Burschen «was Feisses vernehmen (wie die Metzger!), haben ihrer ein Dutzend die Nasen im Stalle»¹⁵. Eine Bäuerin empfiehlt in Anwesenheit des Mädchens einem Burschen zuzugreifen; denn das sei nicht eines von denen, «wo am zwölfi noch auf dem Märit stehen, weil sie nicht Kauf gefunden»¹⁶. «Der Kuhhandel ist e bschissne Handel, aber mit dem Weibervolk wird man noch zehnmal ärger angeschmiert,

¹ 18, 73 (Christen). ² 13, 489. Siehe auch S. 151.

³ Zum Beispiel Stini 4, 93 ff. und Mädi 5, 285 ff.

⁴ 4, 93 f.; ähnlich 1, 116 und 8, 333 von einer Witwe. ⁵ 1, 9.

⁶ Barthel, Emmentaler Bauer 45. ⁷ 18, 89 (Christen).

⁸ 7, 303. ⁹ 12, 259; ähnlich 7, 270.

¹⁰ 5, 310 f. ¹¹ 13, 82; E 2, 66. ¹² 12, 366. ¹³ E 1, 88.

¹⁴ 18, 62 f. (Christen). Drollig dargestellt, wie eine angehende Bäuerin nicht sein soll: 20, 167 (Michel). ¹⁵ 18, 73 (Christen). ¹⁶ 13, 491.

und dann ists bös, man kann nicht ändern»¹. Solche Vergleiche sind weniger stossend, wenn man bedenkt, dass brauchgemäss bei einer Werbung oder ‘Gschaui’ ein Kuh- oder Rosshandel zum Vorwand genommen, manche Bekanntschaft auf dem Markt geknüpft wird². Vater und Mutter nehmen gelegentlich entscheidenden Einfluss auf die Wahl des Partners. Während die meisten wohl vor eigentlichem Zwang zurückschrecken³, kommt doch die alte Geschichtie immer wieder vor, dass das Mädchen nur «Räf oder Kratten» sein soll, «um neues Gut auf den alten Haufen zu kräzen»⁴. Väter treten als Brautwerber auf⁵. Vor allem die Mütter legen sich ins Mittel, wenn es um Sohn⁶ oder Tochter⁷ geht. Für des Sohnes Glück gäbe eine Mutter die Seligkeit, «wenigstens die halbe»⁸. Ehestiften gehört überhaupt zu den Passionen der Weiber: Wenn eine Frau etwas von einer Heirat schmöckt, ist ihr nicht mehr zu helfen, und es ist gerade, «wie wenn der Tüfel in sie gefahren wäre»⁹.

Geheiratet wird wie in allen natürlichen Verhältnissen «zum Zweck der Erzeugung echtbürtiger Kinder»¹⁰. Die Ehe hat erst ihren vollen Sinn, wenn sie zur Familie wird. Zeichen dafür ist der alte Brauch, dass die junge Frau noch bei ihren Eltern wohnt, bis sie das erstemal geboren hat¹¹. Kindbetteten sind (neben Heiraten) das beliebteste Gesprächsthema der Frauen¹². Ein Knabe wird etwa bevorzugt; denn er kann «das Heimet» erben¹³. Anne Bäbi Jowäger achtet die Mädchen gering: «Eys meh oder minger der Gattig käm endlig nit druf a»¹⁴. In reichen Häusern wird auf kleine Kinderzahl geachtet¹⁵; Kleinbauernfamilien dagegen sind sehr oft «überkindet»: «Alle Jahre ein Kind, in den Fehljahren zwei!»¹⁶ Da wird der Tod eines kleinen Kindes mit Erleichterung aufgenommen, ja gewünscht¹⁷. Zur engsten Familie zählen die Grosseltern, die in kleinern Verhältnissen mit dem Sohn im gleichen Haushalt leben, auf den grossen Höfen sich ins «Stöckli» zurückziehen¹⁸. Dazu kommen ledige Brüder, die als Vetter, Vettergötti in Ehren stehen¹⁹, während in Bauernfamilien ledige Tanten bei Gotthelf nie genannt werden. Verwandtschaftliche Herzlichkeit ist

¹ 20, 168; ähnlich 16, 367f. (Wie Joggeli ...); 17, 22 (Schwarze Spinne).

² H. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit (1914) 27f.

³ 21, 131 (Sonntag des Grossvaters). ⁴ 7, 165. 235. ⁵ 7, 210f.

⁶ 7, 160; 10, 308. ⁷ 20, 273 (Michel); 22, 205. 207 (Der Besuch). ⁸ 7, 168.

⁹ 4, 283; 10, 308; lustig: 20, 210f. 273 (Michel).

¹⁰ P. Von der Mühl, Über das naturgemässe Leben der alten Athener (1943) 22.

¹¹ 1, 27 und 435 s. v. Eltern; siehe auch 18, 103 (Christen); 22, 206 (Der Besuch).

¹² 8, 87f. ¹³ 2, 36. ¹⁴ 6, 139; vgl. 2, 36; 13, 462.

¹⁵ Barthel, Emmentaler Bauer 105f. ¹⁶ 14, 64f. 230.

¹⁷ Krass 2, 31. 49. ¹⁸ E 1, 98. ¹⁹ 12, 259.

etwas, um dessetwillen «der Städter den Landbewohner vornehm über die Achsel ansieht»¹. Man hält etwas auf verwandtschaftliche Bande² und ist stolz auf die Familie, trumpft mit einem Vetter Ratsherr auf³, röhmt sich – es ist von einem schlechten Götti die Rede – «e sellige Uflat hey mr doch notti keine i über Vrwandtschaft, Gottlob»⁴. Der Geltstag des Vaters und die Schande der Familie treiben Elsi als Magd in die Fremde⁵. Man fürchtet die Schande, «dass sie öppere ums Lebe brunge hätt i dr Familie»⁶. Freilich sind die äusseren Bande mit ferner wohnenden Verwandten sehr locker; denn man kann einander nur selten besuchen, und von Schreiben ist keine Rede. Eine nach auswärts verheiratete Frau verliert beinahe die Verbindung mit ihrer alten Familie; sie ist eben in eine andere übergetreten. Bildhaft erscheint der verwandtschaftliche Zusammenhang bei Familienfesten, vorab den Gräbten: Da darf niemand vergessen werden, «kein Verwandter bis in das siebenundsiebzigste Glied»⁷, «bis zu Noah hinauf»⁸.

Es liegt in der Natur des Bauerntums, dass Mann und Frau samt der übrigen Familie vor allem als Arbeitsgemeinschaft auftreten⁹. Ihr gemeinsames Bemühen gilt dem Bauernhof; ihr Leben steht im Dienste des Hofes. Die geregelte Arbeit nimmt die Kräfte aller in Anspruch, «da ist (im Gegensatz zur Stadt) ein gemeinsamer Haushalt, der beschafft sein will durch alle vorhandenen Hände»¹⁰. Jedes hat seinen Platz: Der Mann ist, namentlich als Hofbauer, fast ein König¹¹, die Frau sein Innenminister, ja selber eine Art Majestät, mehr «als eine Königin, welche nichts anderes kann als den König angrännen und die Hofdamen schnauzen»¹², der jüngste Sohn als Erbe der Kronprinz¹³.

Es gibt wenig Gelegenheit zu einem ‘individuellen’ Leben; namentlich bleibt kaum Zeit für Eheprobleme. Der Mann ist äusserlich das Oberhaupt¹⁴, aber er beobachtet eine genaue Arbeitsteilung: Er ist Meister in Feld und Stall, im Hause schaltet und rumort die Frau, und alles muss sich vor ihr ducken, auch der Mann¹⁵. Aber der Arm der Frau reicht weiter. Nur ein windiger Wirt äussert sich zu einer Frau: «Schweine mästen und kochen, Kaffee trinken und alle Jahre ein Kind haben, das ist eure Sache und damit punktum»¹⁶. Im Bewusst-

¹ 6, 225. Früher sei «das Vettern» noch mehr Mode gewesen: 20, 81 (Erbbase).

² Grotesk übertreibend: E 2, 238. ³ 5, 136. ⁴ 6, 36; drastisch 20, 171 (Michel).

⁵ 17, 132, 149 (Elsi). ⁶ 6, 201; 1, 34.

⁷ 13, 318, 324; 20, 81 (Erbbase). ⁸ 19, 227 (Hans Joggeli).

⁹ Gut: Barthel, Emmentaler Bauer 56ff. 66ff.

¹⁰ 6, 28. ¹¹ 1, 127; E 1, 85. ¹² 20, 145, 181 (Michel).

¹³ E 2, 41; vgl. 2, 37.

¹⁴ 2, 238: Bild von der Sonne und den Planeten.

¹⁵ 1, 7; 8, 321. ¹⁶ 11, 249.

sein ihres Wertes kann eine Frau wie Vreneli sagen: «Ich regiere die Haushaltung, du das Feld, stehe mit dir auf, gehe mit dir zu Bette, bin nicht deine Magd, sondern deine Frau»¹. Sie ist unentbehrlich im bescheidenen Hause wie im vornehmen. Eine so «uninteressante», sogar «widerwärtige Person» wie Annemarei im ‘Schuldenbauer’ ist «für eine Bauernhaushaltung ... eine unübertreffliche Persönlichkeit, ... des Hauses Hauptstück oder Säule»². Grossbauern sind erst recht auf «Hauptweiber»³ angewiesen. Ob arm oder reich, ihr Schicksal ist es, ihrer Lebtag «den Angstkarren zu ziehen»⁴, ja, arme Frauen sind viel unabhängiger und freier als reiche, die angebunden sind wie der Haushund⁵. Es entspricht ihrer Stellung, dass die Männer mit ihnen die wichtigen Angelegenheiten des Hauses im Stüбли⁶ oder «hinter dem Umhang» (des Ehebettes) bereden⁷, dass ihnen ungefragt das Verfügungsrecht über die gemeinsame Kasse, «das Schubladli», zusteht⁸. Sie müssen «die Magd vorstellen»⁹, aber auch regieren können: Die rechten Weiber sind die, welche ihren Mann für ihren Herrn halten, ist er aber abwesend, regieren, als wäre er es selbst¹⁰.

Oft regieren sie freilich auch, wenn der Mann zu Hause ist. Viele Ehemänner scheuen ihre Gattinnen, nicht nur Hansli Jowäger oder Peterli im ‘Dürluft’¹¹, auch der souveräne Sime Sämeli¹², und der Dorfmagnat der ‘Vehfreude’ regiert zwar die Gemeinde, tanzt aber nach der Geige der Ammännin wie ein aufrechter Bär¹³. Damit ist mehr gemeint als ein äusserliches Regieren¹⁴. Oft genug ist die Frau die Führende; wenn die Höseler nicht handeln, «lasst uns zwei Monat die Hosen anziehen und kriecht in unsere Gloschli (Unterröcke), sie sind schön warm!»¹⁵ Die Frau hat die stärkere Natur¹⁶ und formt den Mann zum Schlimmen oder zum Guten. Durch ihre Weiber können «aus den freinsten (gutmütigsten) Burschen halbe Tüfle» werden; denn «wenn es Wyb z’ungutem geratet, so hält es siebe Manne use und dr Tüfel könnt byn ihm ga Lehrbueb sy»¹⁷. Anderseits wird ein Bursch erst durch eine gute Frau zum Manne gebildet; das klassische Beispiel ist das Wirken Meyelis am jungen Jowäger.

Fast notwendigerweise erweitert sich die bäuerliche Arbeitsgemeinschaft der Familie durch die Knechte und Mägde, «die Diensten»¹⁸. Sie werden mehr oder weniger zur Familie gezählt. Es herrscht ein

¹ 11, 227.

² 14, 301. 314; eindrucksvoll: 2, 28.

³ 12, 154.

⁴ 6, 41; 12, 41 und sonst.

⁵ 10, 308.

⁶ 1, 7.

⁷ 1, 354; 4, 7; 5, 144.

⁸ 1, 7; 7, 12.

⁹ 11, 112.

¹⁰ 17, 102 (Hans Berner); ähnlich 11, 318.

¹¹ 12, 16f.

¹² E 2, 17.

¹³ 12, 72; ferner 159 und sonst.

¹⁴ E. Buess (s. oben S. 127 Anm. 11) 41: ‘Die Vorherrschaft des Weibes’ (Kapitelüberschrift). ¹⁵ 13, 266. ¹⁶ 12, 84. ¹⁷ 7, 83.

¹⁸ Barthel, Emmentaler Bauer 66 ff.

strenges Ranggefühl wie in einem kleinen Hofstaat¹. Sehr häufig werden die Dienstboten insgesamt «das Volk»² genannt, und in den grossen Werken tritt der Bauer «an seines Volkes Spitze»³. Im ganzen besteht zwischen Meister und Diensten ein Vertrauensverhältnis, und wo die Untergebenen als eine Rotte Verbündeter auftreten, ist ein übles Dabeisein⁴. Aber der Abstand bleibt gewahrt. Es ziemt sich nicht, dass Glieder der Familie sich mit den Dienstboten allzu gemein machen⁵. Eine Magd in den Kleidern der Tochter des Hauses bleibt Magd⁶. Es ist ungehörig, Meisterfrau und Jumpfere zusammen zu Gevatter zu nehmen⁷. Ein junger Bauer soll sich nicht mit Mägden abgeben⁸, und wenn einmal eine Magd Bäuerin wird, kommt die Veränderung einer Wiedergeburt gleich⁹. Man sucht zu vermeiden, dass «nur der Knecht» die Meisterstochter heiratet¹⁰. Die Diensten ihrerseits halten untereinander auf strikte Rangordnung; so hat am Tisch jedes seinen Platz, und wehe dem, der ihn streitig macht¹¹. Der Meister sitzt obenan, das Mannevolk hinter dem Tisch, das Weibervolk auf dem ‘Vorsthuhl’¹². Auf grossen Höfen gibt es vielleicht vier Knechte und zwei Mägde mit ihrem bestimmten Aufgabenkreis: Melker, Karrier, Herdknechte¹³, dazu oft einen Hüterbub, neben der Meisterjungfere eine Untermagd¹⁴. Aber noch weitere Personen gehören zum Haus. In den grossen Werken sind die Tauner, die Taglöhner, unentbehrlich. Ferner benötigt man Handwerker, die auf die Stör kommen: Schneider, Schuhmacher, Schmied, Korber, Näherin, Spinnerin¹⁵. Regelmässig erscheinen auch Müller und Metzger. Das bunte Bild vervollständigen die vielen herumziehenden kleinen Leute: Hühner- und Kachelträger, Tauben- und Garnhändler, Besenbinder, Scherenschleifer, Weckenweiber und Lumpensammler, Ankenhändler, Kesselflicker, Kachelhefter, Schweinborsten- und Federnsammler, Hausierer mit Halstüchern, Schmöck- und Karmeliterwasser, Aarwangenbalsam und Tannzapfenöl¹⁶; nicht zu vergessen sind die ‘Umgänger’, Gemeindearme, die nach der Kehrordnung in den Haushaltungen verpflegt werden¹⁷, und die vielen Bettler.

¹ 1, 127: Vergleich Königshof – Bauernhof.

² Zum Beispiel 13, 408; 14, 279; 16, 364ff. mehrfach (Wie Joggeli ...).

³ 20, 147 (Michel). ⁴ 1, 127ff. ⁵ 1, 127; 22, 208 (Der Besuch).

⁶ 13, 463ff. ⁷ 6, 68. ⁸ 17, 138 (Elsi). ⁹ 14, 264.

¹⁰ 4, 248. 256. 288. ¹¹ 6, 30.

¹² 20, 151 (Michel). Die traditionelle Sitzordnung der bäuerlichen Familie: R. Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz 152 Abb. 55.

¹³ 4, 170. ¹⁴ 1, 131.

¹⁵ 1, 121. 126; über Korber ferner 22, 131 (Barthli).

¹⁶ 20, 173 (Michel).

¹⁷ 20, 101. 109 (Segen und Unseggen).

Die Hofgemeinschaft ist das Muster einer engen, wohlgeordneten Lebensgemeinschaft, ein kleiner Kosmos, der sich beinahe selbst genügt. Wie Inseln liegen die Höfe da¹. Die Bauern sind bekannter unter dem Namen ihres Hofes als dem ihres Geschlechts². Im Emmental, dem Gebiet der Hofsiedlungen, besteht 'das Dorf' nur aus einer kleinen Häusergruppe mit der Kirche und dem Wirtshaus als Mittelpunkt. Ins Dorf kommt man also nur etwa an Sonntagen. Nachbarn sehen einander vielleicht monatelang nicht³. 'Heimat' ist nicht etwas Abstraktes, sondern das Bauerngut⁴. Aber auch im Oberaargau, der andern Gegend, die Schauplatz der Gotthelfschen Erzählungen ist, «in den Dörfern», ist das Haus wichtiger als das Dorf. Frauen treten manchmal lange nicht über die eigene Schwelle hinaus, und ihr Erscheinen erregt Aufsehen⁵; die Bauern sind ausgeprägte «Sonderbündler, jeder hat nur zunächst das eigene Interesse im Auge»⁶.

Bauer und Bäuerin wissen, dass sie am schönsten daheim sind⁷. Dieses urtümliche Heimatgefühl, das sich an Haus und Hof anschliesst, bricht ungestüm hervor, wenn Heimkehrende nach meist kurzer Abwesenheit sich dem Hause nähern⁸. Da taucht das Bild vom Schiffer auf, der nach langer Irrfahrt den Hafen findet⁹. «So wohl wie daheim ist einem doch nirgends auf der Welt, wenn sie schon so gross ist»¹⁰. Bei jedem Schritt, den das Ross tut, wohlet es der Glunggenbäuerin auf der Heimfahrt von ihrer Badekur. «Solche Betten, wie sie daheim hätten, hätte man doch im Gurnigel nicht, wenn es schon Herrenbetten sein sollten». Mit einem Freudenruf begrüsst sie den heimischen Kirchturm, und wie sie den ersten bekannten Menschen sieht, «lacht ihr das Herz im Leibe». «Vor Blangen» kommt sie nur mit Mühe vom Wägeli herunter, und nach der Begrüssung erlautet sie sich an den vertrauten Speisen und ist überzeugt, «es sei doch alles nüt gege daheim»¹¹.

Dennoch darf von Dorfgemeinschaft gesprochen werden. Das Dorf ist Lokal- und Wirtschaftsgemeinschaft, dazu aber auch eine politische Grösse und Kirchengemeinde (letzteres oft im Verband mit andern Dörfern). Gemeinden, die nur wenig auseinanderliegen, haben ein völlig verschiedenes Aussehen und einen bestimmten «Dorfgeist»¹², den Gotthelf auch durch die Wahl der Namen sichtbar zu machen

¹ 4, 8. ² 7, 56. ³ 13, 19. ⁴ 2, 36. 52; 7, 270.

⁵ 12, 154. ⁶ 12, 122. ⁷ 13, 19; 20, 144 (Michel).

⁸ 11, 112. 240; 13, 283; E 2, 52. ⁹ 10, 181ff.; 13, 210. ¹⁰ 13, 283.

¹¹ 4, 278ff. Siehe auch E 6, 87: Die Reisegesellschaft, mit der Pfarrer Bitzius 1844 das Basler Schützenfest besucht, gerät eines alten Mannes wegen in Schwierigkeiten; «er hatte förmlich das Heimweh, und das Weinen war ihm beständig zu vorderst».

¹² 10, 233.

sucht. Im Dorf schaut man aufeinander¹, bei den Arbeiten wird gewetteifert. «Sie hielten aufeinander mit unbändigem Eifer, wer am meisten Land, am meisten War (Vieh), am meisten Garben, den schönsten Zug und den grössten Misthaufen hätte»². Freiwillig und unfreiwillig kommt man miteinander in Berührung: beim Wasserholen am Brunnen³, im Krämerladen⁴, beim Hanfbrechen und Waschen⁵, an den Abendsitzen⁶ und in den Spinnstuben⁷, im Wirtshaus⁸, in der Kirche. Topfguckerei und Dorfklatsch stehen in Blüte⁹. ‘Die Leute’ sind eine Grossmacht; «fehlen gegen irgend jemand», das vermeiden Jowägers mit der grössten Ängstlichkeit¹⁰.

Wie im Haus gelten auch in der Dorfgemeinde strenge Ordnungsregeln. Das Land ist eben «keine Krautsuppe, wo alles durcheinander ist und keiner viel mehr als der andere»¹¹. Die bäuerliche Bevölkerung bildet die entscheidende Mehrheit. In dieser Gruppe geben die Grossbauern (im Emmental die Hofbesitzer) den Ton an. Nicht umsonst werden sie ‘adelig’ genannt¹²; denn da geht es nobler und reicher zu als auf manchem Edelsitz¹³. ‘Herren’ lassen sie sich nicht titulieren, ‘Bauer’ gilt als Ehrenname¹⁴. Ihr Selbstbewusstsein ist ungeheuer¹⁵; sie verachten alle, die weniger Land besitzen als sie¹⁶, «und wenn einer einen zahlten Hof hat, so luegt er den König Salomo nur für einen Schnuderbab an neben sich»¹⁷. Im Range unter ihnen stehen die Besitzer kleinerer Heimwesen, auch sie zu den Bauern zählend¹⁸. Es folgen die Pächter, die zwischen Tür und Angel stehen und nicht zu beneiden sind¹⁹. Die Tauner wohnen in ihren Hütten am einen Ende des Dorfes²⁰ oder sind «Ghuslüt», Hausleute²¹. Die Schar der Knechte und Mägde sei nochmals erwähnt.

Unter den übrigen Gewerbetreibenden geniessen Metzger²², Müller und Gastwirte das meiste Ansehen. Die andern Handwerker und die Krämer achtet man gering. Einer aus einer mindern Bauernfamilie, der Hutmacher geworden, wird nach Amerika geschickt, weil man keinen in der Familie will²³. Im Grunde ist nur Bauernarbeit wirklich Arbeit²⁴. Müller²⁵, Bäcker²⁶, Wirte²⁷, Krämer²⁸ werden üblicher-

¹ 5, 29. ² 2, 339. ³ 1, 347. ⁴ 7, 169.

⁵ 16, 104 (Dursli). ⁶ 16, 199ff. ⁷ 10, 197.

⁸ 1, 323ff.; 14, 128; 20, 432f. (Seidenweber). ⁹ 12, 317. ¹⁰ 6, 220. ¹¹ 5, 290.

¹² 4, 8; 7, 8. 223. Zur ganzen Frage vgl. W. Oberle, Der adelige Mensch in der Dichtung. Eichendorff, Gotthelf, Stifter, Fontane (1950). ¹³ 1, 118ff. ¹⁴ 13, 422.

¹⁵ Thema der Erzählung vom ‘Eselikrieg im Repsacker’ 23, 300ff.

¹⁶ Drastisch: 2, 253. ¹⁷ 5, 71. ¹⁸ 5, 8f. ¹⁹ 11, 144f. ²⁰ 3, 306.

²¹ 1, 88f.; 2, 52. ²² Metzgen ist auf dem Land «das adeliche Handwerk»: 8, 25.

²³ 23, 305. ²⁴ 6, 46; siehe auch 2, 324. ²⁵ 11, 279.

²⁶ 6, 69; 12, 203; 14, 322; 23, 362. ²⁷ 14, 55; E 2, 239. ²⁸ 1, 155.

weise als Betrüger beargwöhnt. Mit den Bauhandwerkern, die sich nichts sagen lassen und «Fresshung, Uflat u Koldergringe»¹ sind, zankt man sich herum. So ein Dorfshuhmacher, der aus der Fremde kommt und davon spricht, «wie man in Scheneff die Schuhe fürfüsset, imponiert mächtiglich», aber sein Glanz verblasst bald². Verlumpete Handwerker, von jedem Bauernknecht verachtet, bilden das dörfliche Proletariat: Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Schlosser, Tischmacher, Maurer, Weber, «Wagner, die Schrecken aller Bauern, die ein schönes Öschli oder ein gerades Buchli hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit roten Nasen»³. Die finstern Schuhmacher-, Schneider-, Korb- und Besenmacherhöhlen sind buchstäblich und bildlich eine Unterwelt⁴. Zu diesen Leuten, die im ‘Schachen’ (Flussniederung), abseits des Bauerndorfes, ihr Wesen treiben, gehören ferner Flösser und Giesser, Handschuhmacher, Schleifer, Strählmacher, Strumpfweber, Fischer, Geiger, Schafhändler, Galanderierere⁵, Kessler, Glätterinnen, Schweinemetzger, Lumpensammler, Sägefeiler, Hühnerträger, Weiberhändler, Kübelbinder, Wäscherinnen, Schröpferinnen⁶. Auch die Strickerinnen⁷ und Näherinnen⁸ stehen in schlechtem Ansehen. Nicht für voll genommen wird, wer ‘studiert’ ist. Ein Bauer fühlt sich hoch über allen Gelehrten⁹. Der Schulmeister, der den Lohn «a Scherm u Schatte verdiene» kann, ist ein armer Schlucker¹⁰. Ein Arzt wird nur in der Not bemüht, «e Dokter, won e Brülle trag, damit me ihm der Hunger nit agsäch»¹¹. Den Pfarrer scheut man und verlacht ihn zugleich¹².

Besonders beim Heiraten beachten rechte Leute die Standesschranken. Gleiches gehört zu Gleichen¹³. Es ziemt sich nicht, sich emporzudrängen; dagegen ist erlaubt, alle Anstrengungen zu machen, «um im gleichen Stande zu bleiben»¹⁴. Bäuerin zu werden ist aller rechtdenkenden Bauernmädchen Ziel¹⁵, einzig Wirtin und Müllerin kommt noch in Frage¹⁶. Eine Krämerstochter im Bauernhaus tut nicht gut¹⁷.

Das Selbstgefühl des Dorfes kommt vor allem auch im Leben als politische Gemeinde zum Ausdruck. Die Gemeinde gibt das Mass für politisches Denken; der Staat bleibt eine ferne Grösse. Alles spielt sich in einfachen Formen ab und nimmt wenig Kraft in Anspruch. An einem Samstag wird Gemeindeversammlung, Gericht, Steigerung

¹ 6, 135; 22, 184ff. (Barthli).

² 12, 398.

³ 1, 160f.

⁴ 16, 11 (Fünf Mädchen).

⁵ Vgl. Id 2, 201f. und Vetter, Beiträge 368.

⁶ 16, 23.

⁷ 12, 129.

⁸ 6, 38; 10, 71.

⁹ Zum Beispiel 13, 437.

¹⁰ 2, 315.

¹¹ 8, 88.

¹² 1, 149ff.; 3, 272. 347.

¹³ 12, 153.

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ 19, 258 (Harzer Hans).

¹⁶ 2, 212.

¹⁷ 1, 9, 12ff. Über Heirat mit Dienstboten siehe S. 135.

gehalten. Das verschafft Gelegenheit zu geselligem Beisammensein¹. Es gilt zu bereden, ob man ein neues Schulhaus oder eher eine Feuerspritze oder einen «bräveren Dorfmuni» brauche². Jahrelange Streitigkeiten und Feindschaften kann der Entscheid über den Platz für ein neues Schulhaus erzeugen³. Für die Bauern im Grunde wichtiger und Anlass zu gewaltigen Auseinandersetzungen ist die Gründung einer Käsereigenossenschaft⁴. Nicht immer besiegt das Gemeinschaftsdenken den Eigennutz. Wenige unter den Vehfreudigern haben zum Beispiel ein «Holzgewissen»: «Die Mindesten stahlen Holz aus Privatwaldungen, die Mittleren aus dem Gemeindewald, die Bessern aus dem obrigkeitlichen, bloss die Allerbesten stahlen gar keines»⁵ – eine vielsagende Stufung!

Auch im politischen Leben gelten die Standesunterschiede. Zwar haben die Wellen der demokratischen Bewegungen von 1798 und 1830 auch in die Dorfgemeinden hinaus geschlagen, aber im Grunde ist der Kanton Bern «trotz aller äussern Form in seinem Wesen durch und durch aristokatisch»⁶. Hintersässen, so finden Burger, wären gescheiter daheim geblieben, wo sie hingehörten⁷. Bei der Beratung wichtiger Angelegenheiten führen die Bauern das Wort, die Tauner haben zu schweigen⁸. Die untergeordneten Beamtungen fallen in erster Linie Burgern zu, sind aber der schlechten Entlohnung wegen nicht begehrt: Noch nie hätte ein Burger Schulmeister sein wollen, ja als Polizeier und Mauser müssten sie Hintersässen nehmen, «und das seien doch gute Pfosten(!)»⁹.

Viel hängt von den Führern, den Gemeinderäten und Richtern, ab. Durch schlechte Vorgesetzte geraten ganze Gemeinden auf die schiefe Bahn¹⁰. Diese Ehrenämter werden den Angesehensten, den Reichsten überlassen. «Wer das meiste Land und den grössten Misthaufen hat», kommt zur Ehre, «im Chor zu sitzen und den Mantel zu tragen», auch wenn er vielleicht nicht Geschriebenes lesen kann¹¹. Der Stolz der Gemeinde sind recht stattliche Vorgesetzte, «eine schwerer als der anger, u der Leydisch unger newenigstens zwöiehalb Zentner schwer»¹². Sie sind Respektspersonen; die Häupter zu verhöhnen ist ein Majeitätsverbrechen¹³ und wird nur von besonders Kühnen gewagt¹⁴. Ein

¹ I, 29.

² 3, 270.

³ 3, 305.

⁴ 12, 33 ff.

⁵ 12, 71; ferner 23, 81 f.

⁶ 12, 259.

⁷ 22, 109 (Oberamtmann).

⁸ 16, 110 f. (Dursli).

⁹ 2, 314.

¹⁰ 16, 7 (Fünf Mädchen).

¹¹ 2, 340. Der schwarze Mantel ist eine Auszeichnung der Vorgesetzten; Genaueres 19, 77 (Wurst wider Wurst).

¹² 3, 266.

¹³ 19, 83 (Wurst wider Wurst).

¹⁴ 3, 265 f.

Fraueli wie Käthi die Grossmutter stünde es nicht aus, vor dem Gemeinderat zu erscheinen, «lieber noch sieben Kindbetten»¹. In der Erfüllung der Amtspflichten ist mancher nicht besonders eifrig², oft wenig geschickt³; dann ist der Schulmeister als Gemeindeschreiber der Allesmacher in der Gemeinde⁴. Aber trotz geringer Bildung ist viel gesundes Urteil vorhanden: Hans Berner, der Metzgermeister, dessen Schrift mehr Kalbsfüssen als Buchstaben gleicht, weiss als Ratsherr wirklich guten Rat zu geben⁵. Dorfmatadoren oder Dorfmagnaten können Volksratsherren sein im besten Sinne, aber auch Dorftyranen⁶. Fast grösseres Ansehen als die Behörden haben «d'Manne», die, oft ohne Amt und Würden, «einfach durch ihre Persönlichkeit den Dorfgeist machen» und manchmal das entscheidende Wort sprechen. Sie sind die eigentlichen «Gemeindeväter»⁷. Drei Dinge dürfen ihnen nicht fehlen: ein weiser Rat, ein festes Wort und saubere Finger⁸.

Diese Standesunterschiede und Ungleichheiten innerhalb der Dorfgemeinde und unter dem Landvolk überhaupt werden durch menschliche Züge gemildert. Ein gutes Bindemittel ist die Arbeit. Sogar die Frau Landvögtin ist nie müssig, sie beherzigt die Lehre ihrer Mutter, «jede anständige Bernerfrau arbeite, nume Güschtiguet (Gesindel) und junge Gäxnäseni täten nichts»⁹. Die Töchter der Frau Oberamtmann müssen ebenso arbeiten wie Bauerntöchter und Taunermädchen¹⁰. So ist es auch im Bauernhaus, wo die Meistersleute es sich zur Ehre anrechnen, dem Gesinde «vorzumählen»¹¹. An rechten Orten, wo alles werchet, ist am Werktag kein grosser Unterschied zwischen der Haustochter und der Jumpfere¹². Nach der Arbeit setzen sich alle an denselben Tisch und essen aus der gleichen Schüssel¹³, am Abend helfen Meister und Knechte dem Weibervolk Äpfel rüsten¹⁴. Man duzt einander; eine Magd, die eine junge Frau mit 'Ihr' anredet, wird von ihr gefragt: «Mit wie mängem redst?»¹⁵ Beim Heuen, Kornschneiden, Kartoffelgraben ist der Bauer auf die Mithilfe des Tauners angewiesen und muss ihm gegenüber zugleich Rücksicht lernen¹⁶.

Teilnahme und tätige Hilfe am Geschick des Nächsten ist selbstverständlich bei besonderen Ereignissen: Hagelschlag, Feuersbrunst,

¹ 10, 265. ² Lustig: 2, 312.

³ 2, 340; 13, 21f.; 22, 109f. (Oberamtmann); krass: 1, 140.

⁴ 1, 123. ⁵ 17, 102 (Hans Berner); siehe auch 7, 22.

⁶ 10, 233; 23, 81: «Dolders Dorfmunene». ⁷ 14, 282.

⁸ 10, 232ff.; 12, 133ff.

⁹ 22, 259 (Frau Pfarrerin). ¹⁰ 22, 86f. (Oberamtmann).

¹¹ 13, 15.

¹² 18, 85 (Christen).

¹³ Teller bekommt man nur, wenn es Fleisch gibt: 2, 97. ¹⁴ 13, 167.

¹⁵ 22, 221 (Der Besuch). ¹⁶ 10, 129.

Wassernot. Den Hagelgeschädigten steuert man gerne, etwa einige Scheffel vom schönsten Samenkorn¹. Bei einem Brände hilft löschen, wer immer kann, manchmal unter Einsatz des eigenen Lebens². Rasch und kräftig wird den Abgebrannten unter die Arme gegriffen mit Esswaren aller Art, mit Kleidern, Betten, Hausrat³. Beim Wiederaufbau des Hauses sind oft mehr Leute da als nötig. Sie bringen Holz genug und unentgeltlich zur Stelle, und wer einen Tag erübrigen kann, hilft Mist oder Steine führen; willig werden Werkzeuge ausgeliehen⁴. Einem Wassergeschädigten, dessen Haus zerstört ist, kommt man in ähnlicher Weise zu Hilfe⁵. Mächtig entflammt eine Wassernot den Helferwillen; furchtlos wird das Leben zur Rettung anderer gewagt⁶, und von den Reichsten bis zu den Taunern greifen alle Gutwilligen an ihre Säcke und durchstöbern Spycher und Schnitztröge⁷.

Weniger selbstverständlich ist im Alltag die Hilfsbereitschaft. Sie erscheint vor allem in der Form der Wohltätigkeit des Reichen dem Niedrigeren, Schwächeren gegenüber. Wohltätigkeit gehört einsteils zum Ruhm eines grossen Hauses⁸, anderseits ist sie der Ausdruck christlichen Verantwortungsgefühls. Denn die letzte Gemeinschaft, in der der Volksmensch steht, ist die des Glaubens. Es entspricht nicht dem Wesen des Volkes, ‘Kirche’ als etwas Hochgeistiges aufzufassen; ‘Kirche’ ist das Gotteshaus als sichtbarer Mittelpunkt der Kirchgemeinde⁹. Für viele erschöpft sich das Christentum zweifellos in einem Fürwahrhalten von Glaubenssätzen, das die Seligkeit gewährleisten soll; man betont, ‘Religion’ zu haben, und hält darauf, dass die Kinder in der Schule auch «Regelion» (!) lernen, «dass man nicht in die Hölle muss»¹⁰. Aber das Christentum steht mit dem Leben in keinem Zusammenhang¹¹. Man hat «die Frömmigkeit in einem aparten Druckli ... und das Geld in einem andern Druckli»¹². Des Sonntags machen die Bauern dem lieben Gott fleissig ihre Visite, so wie sie auch dem Staat pünktlich den Zehnten zahlen, und damit ist die Sache abgetan¹³. Aber ohne Zweifel fehlt es nicht an Menschen mit wahrhaft christlichem Sinn; Gotthelf lässt sie übrigens zuweilen mehr davon reden, als sie es in Wirklichkeit täten¹⁴. Der Wahrheit nahe kommt er da, wo er eine Frau sagen lässt: «Wie ein jung Mädchen nicht gerne von seinem Schatz redet als mit der allerbesten Freundin und allemal

¹ 11, 344f. ² 1, 167f.; 7, 129f. ³ 1, 170.

⁴ 1, 181f. ⁵ 22, 172. 183 (Barthli).

⁶ 15, 25f. 28. 65 (Wassernot). ⁷ Ebenda 70.

⁸ 1, 122.

⁹ Spasshaft übersteigert 3, 226.

¹⁰ 3, 272.

¹¹ 2, 302f.; 7, 237ff.; 13, 295.

¹² 14, 251.

¹³ 2, 339.

¹⁴ Zum Beispiel 11, 163; 16, 27f. (Fünf Mädchen).

rot wird, wenn es dessen Namen hört, so habe ich es mit dieser Sache»¹. Christlicher Sinn äussert sich in Taten, nicht zuletzt in der Wohltätigkeit, die von der Bauernfrau geübt wird. Bezeichnenderweise ist es eine Wohltätigkeit von Mensch zu Mensch; für «irgendeine gemeinnützige Sache»², «sogenannte wohltätige Zwecke»³ hat man weder Sinn noch Geld. Hier fallen die Schranken der Stände, ohne dass man sich auf die Gleichheit vor Gott beriefe. Die Alten und Armen erhalten Holz für den Winter, Kartoffeln, Obst, Land, Neujahrs geschenke für die Kinder und anderes⁴. Hausleuten steckt die Frau manches zu, den Kranken und Kindbetterinnen schickt man ins Haus⁵, geht nach ihnen schauen und sorgt für Pflege⁶. Arme holen dr Gotts wille abgenommene Milch⁷, kommen am Sonntag zu Mittag essen⁸, gehen auf ihren «Erbäckern» Ähren lesen⁹. Hausierer und andere Leute, die über Land gehen müssen, bekommen Essen und Nachtlager, je nach Rang im Stall oder in einem Bett¹⁰. «Echt alttestamentliche Gastfreundschaft» wird hochgehalten¹¹. Reiche erachten es als Pflicht, in armen Familien zu Gevatter zu stehen. Es gibt Häuser, wo über die Gevatterkinder Buch geführt werden muss und ihre Zahl bis über hundert steigt¹². Massenhaft klopfen Bettler an und erhalten eine Gabe, manchmal auch Unterkunft¹³. Nach einem Todesfall bewerben sie sich um die Kleider des Verstorbenen¹⁴. Zum Leichenmahl werden ausser den Verwandten und den Diensten auch die Taglöhner und alle ärmeren Leute der Gemeinde eingeladen¹⁵; überhaupt werden «abgefüttert» alle, die kommen mögen¹⁶. Sämtliche Erntehelper erscheinen zum Erntemahl, dazu in hellen Scharen Bettler, die Küchli erhalten¹⁷. Das schönste Zeugnis legt ein alter Luzerner Soldat und Schnaps bruder ab, der sagt, «alle mal wenn er in den Kanton Bern komme, so sei es ihm, als käme er in eine warme Stube»¹⁸.

Nach aussen hin erscheint die Dorfgemeinde als Einheit. Der Kreis ist eng gezogen, und gleich beginnt die Fremde¹⁹. Eine junge Frau wird drei Stunden weit von der Heimat von unbezähmbarem Heimweh überfallen²⁰; sechs Stunden Entfernung bedeuten eine unübersteigbare Kluft²¹. Man kennt die Fremde nur gerüchtweise und staunt

¹ 11, 67; siehe auch 9, 369.

² 1, 122. ³ 21, 211 (Der Ball). ⁴ 19, 234 (Hans Joggeli).

⁵ 1, 121. ⁶ 7, 370ff. ⁷ 5, 11. ⁸ 1, 121. ⁹ 10, 94.

¹⁰ 20, 173 (Michel); 9, 104. ¹¹ 9, 102. ¹² 2, 50.

¹³ Nach Gotthelf (E 13, 190) wurden im Jahr 1838 vor einem Haus im Amte Trachselwald 640 Bettlern Almosen gegeben, 1839 mehr als 800.

¹⁴ 3, 253. ¹⁵ 19, 227 (Hans Joggeli). ¹⁶ 3, 255. ¹⁷ 1, 121; 11, 30. 33ff.

¹⁸ 6, 48; ebenso 16, 262 (Thorberger). ¹⁹ Siehe S. 136.

²⁰ 22, 207. 214 (Der Besuch). ²¹ 2, 310.

über einen Übernächtler, der weit herumgekommen ist, «einmal auch in Frankreich und ein andermal in Aargau»¹; über die Frage, wo in aller Welt das Elsis sei, entbrennt ein Streit², und Marei die Kuder-spinnerin glaubt, Engelland sei «son e Bauelehändler bi Aarbärg nide»³. Die Fremde ist unheimlich: Ein zukünftiger Tochtermann ist in Sankt Gallen daheim, «wo die Menschen noch halbwild seien»⁴; für Käthi die Grossmutter, deren Tochter ins Züribiet geheiratet, kommt es auf eins heraus, «ob ihr ein Kind sterbe oder ins Züribiet oder unter die Mohren und Kindlifresser» gerät⁵. Besonders unheimlich wird es, wenn zur Fremde noch die andere Sprache⁶ oder Konfession kommt. Etwa ein Schlärpli wie das entartete Elisi in ‘Uli der Knecht’ singt den Ruhm des Weltschlands⁷. Jakob im ‘Herr Esau’ möchte «für kein Lieb» eine katholische Frau; sie haben ihm «etwas Unghüriges an sich»⁸. Und gar Anne Bäbi Jowäger «schücht neue die Kartholische» und muss sich allemal zwängen, wenn es etwas Kartholisches essen sollte; «es düechs, es hätte neue nit e Chust wie angers, ... nit e räukeligi, nit e brännteligi, nit e gräueligi, aber ganz e kartholischi»⁹.

Die Fremde empfindet man als feindlich. Am handgreiflichsten ist sie in den Nachbardörfern verkörpert, mit denen man sich reibt. Sie sind Rivalen, wollen die schönern Mädchen, die bessern Ratsherren besitzen¹⁰. Nachdem alle Vernunftgründe versagt haben, lassen sich die Gytwyler sogleich herbei, ein Schulhaus zu bauen, sobald sie hören, die Lättikofer, die lieben Nachbarn, erstellten eines¹¹. Jedes Dorf hat seinen Spottnamen¹². Oft lodert eigentlicher Dorfhass auf¹³; seine Träger sind die jungen Burschen¹⁴. Es gibt eine Dorfrehre, die es zu wahren gilt. Ein Eselifuhrmann (Hausierer) fährt seinen wohlhabenden Mitbürgern «zu Schmach und Schande» im Land herum¹⁵. Wenn bei einem Brand im Nachbardorf nicht rasche Hilfe geleistet wird, ist es «eine Schande für die ganze Gemeinde»¹⁶. Bei Wettkämpfen wie dem Hurnussen geht es nicht bloss um die Ürti (Bezahlen der Zeche); die Ehre des Dorfes steht auf dem Spiel, die für Kind und Kindeskinder neu bewährt werden soll¹⁷.

Weniger Abneigung als das Gefühl der Überlegenheit macht sich den Entfernteren gegenüber geltend. Man empfindet die andere Art, und diese ist minderwertig oder lächerlich. Die Bewohner der ‘Dörfer’

¹ 20, 174 (Michel); ähnlich 13, 90.

² 1, 337f.

³ 23, 188.

⁴ 11, 175.

⁵ 10, 47.

⁶ 17, 143 (Elsi).

⁷ 4, 172.

⁸ E 1, 265f.

⁹ 5, 107.

¹⁰ 12, 221f.

¹¹ 3, 270f. 290.

¹² 2, 78; 23, 302 und Anmerkung dazu.

¹³ 2, 78f.; 3, 296; 4, 52; 17, 138 (Elsi).

¹⁴ Näheres S. 184 f. 187.

¹⁵ 23, 305.

¹⁶ 7, 128.

¹⁷ 4, 50ff.

unterscheiden sich deutlich von den Hofbauern des Emmentals¹. Sie kommen sich gebildeter vor, und Mädchen heiraten nur ungern in die wüsten, schwarzen Berge hinauf². Die Emmentaler umgekehrt schätzen die Aargauer mit ihren «baueligen Meitscheni» und dem Wein, «wo eim dZäng abfress»³, gering und stossen sich an ihrer roheren, plump-stolzen Art und ihrem Mangel an Ordnungssinn⁴, ihren Wägeli mit ferndrigem Dreck an den Rädern und dem Ghüder rund um die Häuser⁵. Als einen ganz andern Schlag lernen die Ackerbauern ferner die Küher, die Hirten, kennen⁶. Dinge, die von weit her kommen, sind zum vornehmerein nichts wert: e Luzerner Kutte, «die me kem Posterli alege dörf»⁷, wässerige Baselkirschen⁸, saurer Züribieter Wein⁹.

Fremd kommt dem Landbewohner auch die Stadt vor. Die Abneigung ist gegenseitig¹⁰. Städtischer Hochmut macht, dass jeder Stadtmuffi, jedes Stadtschaggeli sich über Bauersleute erhaben dünkt¹¹. Die Städter, die Löhle, meinen, auf dem Lande sei man dumm, könne nur vom Wetter und vom Heu reden¹². Eine Jungfer Gälblächti könnte als «gebildete Person» unmöglich «mit derlei Volk» leben, und der gute Jacot Gygampf ist der Meinung, man müsse eben das Landvolk «heranbilden»¹³. Am schlimmsten sind die neugebackenen Stadtleute. Dienstmägde können nicht schnell genug die baurische Kleidung ablegen¹⁴, sich aus einem Mädi in eine Melanie umbenannten¹⁵, und die untersten auf der Rangstufenleiter sind «die ganz gmeine, wo no ‘jo’ säge»¹⁶. Eine alte Berner Köchin, die über die dummen und groben Bauernlümmel schimpft, stammt von einer armen Schaubhüttlerin ab¹⁷, und Jungfer Gälblächts Grossvater ist als Eselibub vom Guggisberg nach Bern gekommen¹⁸. Weidlich zahlen die Bauern dem Stadtgeschmeus zurück, und Städter, die unvorsichtig in ihre Revier geraten, haben nichts zu lachen¹⁹. In der Vehfreude arbeiten alle ausser einer Dirne mit drei Kindern «von Bern»²⁰. Städter sind elende Hunger-

¹ Die Erzählung ‘Der Besuch’ ist auf diesem Gegensatz aufgebaut (22, 203 ff.).

² 22, 206. ³ 4, 111. ⁴ 22, 206. 229; 23, 18. ⁵ 4, 125; 22, 229.

⁶ Die von Gotthelf scharf erfassten Unterschiede zusammengestellt und erläutert von K. Meuli, Gotthelf über Bauern und Hirten: SVk 37 (1947) 81 ff.

⁷ 6, 46. – Id 4, 1801: Posterli = Vogelscheuche.

⁸ 22, 248 (Frau Pfarrerin). ⁹ 12, 23; 8, 279: «abgstangene Näftekacher».

¹⁰ Eines der Hauptmotive des von Gotthelf nicht veröffentlichten Romans ‘Der Herr Esau’ (E 1 und 2) und der ihm entnommenen Geschichten ‘Der Ball’ und ‘Der Besuch auf dem Lande’. ¹¹ 1, 223 f. ¹² 4, 266. ¹³ 21, 267 f. 288 (Der Ball).

¹⁴ 23, 28 ff. ¹⁵ 9, 125; ähnliche Beispiele 132 f.

¹⁶ 23, 309. Vgl. H. Baumgartner, Stadt- und Landmundart (1940) 58 f.

¹⁷ 16, 29 f. (Fünf Mädchen). ¹⁸ 21, 287 (Der Ball).

¹⁹ ‘Der Besuch auf dem Lande’ (19, 5 ff.); ‘Der Ball’ (21, 207 ff.). ²⁰ 12, 76.

leider¹ und die Stadtweiber, so sagen es ihnen viele Anekdoten nach, Muster von ungeschickten Hausfrauen². Die Stadt, das ist die verkehrte Welt, da frisst man Schnecken und verachtet Küchlein³.

Erschwerend fällt ins Gewicht, dass die Stadt zu gleicher Zeit auch den Staat verkörpert. Die jungen Burschen, die den Eid auf die Verfassung ablegen müssen, kennen dieses Wort nicht⁴. Gemeint ist damit nicht die schweizerische Eidgenossenschaft – diese wird als politische Grösse von den Bauern nicht genannt – sondern der Staat Bern. Nun vergleicht Gotthelf diesen zwar einmal in einem schönen Bild mit einem grossen Bauernhof⁵; aber den gewöhnlichen Leuten ist er schon so gross, dass das Gefühl der Einheit kaum zu spüren ist. Die Bürger der verschiedenen Landesteile kennen einander mehr vom Hörensagen; wenn einmal ein Oberländer ins Emmental kommt, schaut man ihm nach, ob er nicht einen Gletscher auf dem Rücken habe⁶. Von der grossen Politik versteht man wenig⁷. Die Bauern bekümmern sich um Tagesfragen nur, wenn sie «in ihr tägliches Leben einschlagen und in ihren Sack»⁸. Einen von der alten Art stört die ganze Sonderbundsgeschichte einzig wegen des stockenden Kälberhandels⁹. Der Unterschied zwischen dem früheren aristokratischen und dem neuen demokratischen Regiment ist zunächst nicht gross; die Landleute sind gewohnt zu stimmen, wie man sie in Bern oder von Bern aus «berichtet»¹⁰. Der Grundsatz heisst: «Zur Freiheit soll d'Regierig luege, die ist zahlt drfür, u liegt die nit, he nu so de, su sy mr de geng no da»¹¹. Über diese Regierung zu schimpfen gehört zum guten Ton, aber es geschieht «immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme»¹². Der Oberst und der Amtsschreiber sind «Donnstigs Herrengeschmäus»¹³. Sime Sämeli hasst alles, was seine Souveränität beeinträchtigt – also Bettler und Regierung¹⁴. Mit den Gerichten¹⁵ und den Amtsstuben, wo man den Schreibersleuten zum Gespött wird¹⁶, will man nichts zu tun haben. «Besser» regieren heisst vor allem «wohlfeiler» regieren¹⁷. Im Grunde war man zufriedener, als man Gemeinwerk leisten musste, statt Steuern zu zahlen¹⁸. Reiche Bauern wissen es einzurichten, dass von der Hälfte ihres Vermögens keine Steuern und Tellen zu zahlen sind¹⁹. Bei Gelegenheit lieben es Einzelne und

¹ Drastisch z.B. 3, 271. ² 3, 207f.; 23, 312 und viele andere.

³ 4, 273. ⁴ 2, 77. ⁵ 14, 43f.

⁶ 2, 310; dazu eine Kette anderer Beispiele.

⁷ 1, 344ff.: Kapitelüberschrift «Wie meine Bauern kannegiessern».

⁸ 1, 345. ⁹ 8, 16. ¹⁰ 3, 372. ¹¹ 8, 15. ¹² 1, 347.

¹³ 18, 65, 67 (Christen). ¹⁴ 19, 17f. (Besuch auf dem Lande).

¹⁵ 5, 212f.; 11, 254ff. ¹⁶ 8, 152.

¹⁷ 22, 51 (Oberamtmann). ¹⁸ 1, 345f. ¹⁹ 12, 12. Vgl. Id 12, 1406ff. s. v. Täll.

Gemeinden, sich gegen den Staat aufzulehnen. Der Privatmann sagt: «J schyss uf dVerfassig»¹, und die Vehfreudiger finden es einen Hauptspass, einen befohlenen Schulhausbau abzulehnen, und freuen sich «gleichsam en famille, dass sie es den Fötzeln drinnen, wo man zehn auf den Kopf stellen könnte, ehe ein Taler aus einer Tasche fiele, gezeigt, wer eigentlich Meister sei im Lande»².

Einmal im Jahr tritt das dörfliche Gemeinschaftsgefühl aller Welt sichtbar vor Augen, anlässlich der Käsfuhr³. Zwar ist es allein Sache der Bauernsöhne, mit vier bis sechs schwerbeladenen Wagen vier-spännig durchs Land zu fahren, um dem Händler abmachungsgemäss die angekauften Käse ins Haus zu führen, wo Speis und Trank sie erwarten. Aber «an Orten, wo der Dorfstolz noch so recht im Glanze ist», nimmt die ganze Gemeinde tägigen Anteil. Jede Familie möchte das schönste Gespann haben, die stärksten Pferde, das glänzendste Geschirr, und ein edler Wettstreit entsteht. Da es um die Dorfere geht, treten Privatgelüste zurück, und wer keine schönen Pferde hat, verzichtet auf die Teilnahme, um nicht die übrigen zuschanden zu machen. Ein stolzes Gefühl ist es dann, frei von häuslichen Schranken vier bis sechs Stunden weit durchs Land zu fahren, durch ein Dutzend Dörfer, von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Mahlzeit zu Mahlzeit. Und der Gipfel des Hochgefühls, wenn in allen Dörfern die Leute die Köpfe aus den Fenstern strecken, die schönen Gespanne bewundern und mit Achtung den Namen des Heimatdorfes nennen.

III. Überlieferung und Brauch

Mächte des Blutes, Bindung an den Ort, Bedürfnis nach Sicherheit, der Wille zur Selbstbehauptung, aber auch der rechnende Verstand, die Liebe, der Glaube zwingen oder führen den Menschen in Gemeinschaften, in ‘Gehäuse’, in denen sich zusammen wohnen lässt. Nun gilt es, das Leben in der Gemeinschaft zu sichern, gegen andringende äussere Gegner, nicht minder gegen den Feind im Innern, die gefährliche Ichsucht. Der Wille zur Ordnung sucht nach verbindlichen Normen. Nicht dem staatlichen Gesetz, nicht dem geschriebenen Recht ordnet sich der Volksmensch am ersten unter. Ein Schreiber ist verächtlich⁴, Geschriebenes zählt nicht⁵. Es ist eine gleichnishafte Handlung, wenn der Schuldenbauer Hans Joggi einen über sein

¹ I, 346. ² 12, 11. ³ 12, 16. Kapitel (254ff.).

⁴ 12, 287: «Verfluchtes Schreiberpack». ⁵ 2, 320f.